

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 21 (1931)
Heft: 29

Artikel: Der Engelwirt [Fortsetzung]
Autor: Strauss, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-640401>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

punkt menschlicher Hygiene vorbildlich und richtungweisend sein für die Lebensgestaltung unseres Volkes auf allen übrigen Altersstufen!

*

Hygiene und Sport sind zwei sich ergänzende Begriffe. Die Hygiene ruft den Einzelmenschen wie die Gesellschaft auf, sich so zu verhalten, daß die Gesundheit des Einzelnen wie die des Volksganzen nicht Schaden leidet. Dieser Ruf wird um so dringlicher, je mehr sich unsere Kultur unter dem Druck der kapitalistischen Wirtschaftsordnung kompliziert und von den naturgegebenen Lebensgrundlagen entfernt. Eine Hygieneausstellung ist geeignet, Ziele aufzustellen und Wege zu weisen; sie kann auch un gute Zustände aufdecken und ans Licht rücken und dadurch die Gewissen aufrütteln und den Willen zur Abhilfe und Abwehr wecken und stärken.

Die I. Schweizerische Ausstellung für Hygiene will, indem sie sich mit der Sportbewegung verbindet, einen gangbaren Weg zur Volkserziehung in den Vordergrund stellen und propagieren. Die sportlichen Veranstaltungen, die während der Dauer der Hygiene auf dem Neufeld Hunderttausende anlocken, unterhalten und begeistern werden, dürften das Interesse und die Freude an der Körperbewegung in den breitesten Schichten unseres Volkes stärken und mehren. Daß auch aus diesen Demonstrationen praktischer Körperpflege eine Förderung unserer Volksgesundheit zu erwarten ist, erscheint uns selbstverständlich. Möge der Ernst und der gute Wille zum Dienst am Volkswohl, der sich in der Zielgebung der Hygiene kundtut, auch in der Durchführung sich durchsetzen und bewähren! Dann erscheint uns der Erfolg der Veranstaltung auf alle Fälle gesichert.

H. B.

Schicksale.

Von Enril Hoog.

Frau Meier hatte fast zwanzig Jahre lang zehn kleine, billige, einfache Gipsfiguren besessen, ganz gewöhnliche hausbackene Schmucksachen, sogenannte Nippes. Eines Tages ging einer der nächtigen Engel, jener halb oder ganz bekleideten unirdischen Wesen kaputt, und Frau Meier verlor jede Freude an ihren Nippes. Da packte sie eines Tages resolut die neun Dingerchen, und da Frau Müller gerade Geburtstag hatte, schenkte sie ihr die Nippes. Um dem Geschenk den Anstrich etwas weniger Alltäglichen und Billigen zu geben als es tatsächlich war, sagte sie der Müllern: „Das sind die neun Musen!“

Frau Müller war entzückt, äußerte laut und lange ihre Freude und packte die neun Musen auf das Vertikow, wo sie Gesellschaft fanden, denn dort standen fingergroße Gipsfiguren filoweiße.

Eines Tages ging eine der Musen entzwei. Was tun? Georg, Frau Müllers ältester Sohn, kam auf die Idee, die übrig gebliebenen acht Figuren — wo doch nun die neun Musen nicht mehr vollzählig waren, und man außerdem gar nicht wußte, was Musen waren — an Onkel Theodor, der schon etwas altersschwach war, zu verschenken und ihm einzureden: das seien die acht Tugenden.

Onkel Theodor hegte und pflegte die Tugenden, mit denen man ihn überschüttete. Aber nicht lange. Eines Tages ging die Treue in Stücke. Theodor, der von der Beständigkeit der Tugenden genug hatte, verkaufte sie einem reisenden Händler, versicherte ihm, die Gipsdinger stellten die sieben fetten Jahre dar und brächten Glück jedermann, der sie kaufe und bewahre. Der Händler kaufte gutgläubig die sieben fetten Jahre und zahlte 3.90 Mark dafür.

Der Handelsmann wurde jedoch nicht fett davon. Sieben Jahre warten? „Nebbish“, sagte er, „ich werde sie verkaufen an einen biederen Handwerker als die „sieben Tage“. Aber beim Einpacken ging ein Tag drauf, es blieben nur noch sechs dieser gipsernen Gestalten am Leben.

Ein fleißiger Drechslermeister auf dem Lande kaufte sie als die „sechs Werkstage“ für zehn Mark und war auf diese Erwerbung stolz wie ein Millionär auf seine Tizians und Rembrandts.

Aber der Drechslermeister trank gern eines über den Durst und manchen Montag machte er blau. „Nun“, sagte eines Tages seine ergrimnte Frau, „wenn dir der Montag nichts gilt, dann kannst du auch bei deinen Werkstagsfiguren den Montag entbehren.“ Und warf eine der sechs Gipsfiguren an die Wand.

Die fünf Tage störten den guten Mann sehr. Sie waren eine böse und stetige Mahnung, und Freund und Feind hatten von der Geschichte gehört. So trug er sie kurzerhand in eine Antiquitätenhandlung, wo sie als die Verkörperung der „fünf Sinne“ im Schaufenster prangten.

Der Rechnungsrat Hauschild kaufte sie für 21 Mark und hielt sie sorgsam auf dem Schreibtischsims. Aber man wird alt und verliert manchmal einen Sinn — den Figuren ging es auch so. Der gute Geschmack verschwand. So blieben nur noch vier.

Einchen Faltschopf, ein ältlicher Badfisch, erbt sie von ihrem Onkel, dem Rechnungsrat, und da sie einmal gehört hatte, daß diese Figuren symbolische Darstellungen irgendeiner Sache waren, kaufte sie sie kurzweg die vier Jahreszeiten. Aber Einchen Lebensfrühling neigte sich dem Ende zu. Und eines Morgens erwachte sie und stieß an den Wandbord. Das hielt der Frühling nicht aus.

Ihr Neffe Emil ließ sich die restlichen Figuren schenken, nannte sie die „drei Grazien“, bemalte sie doppelt und dreifach, und als beim Soldatenspielen eine angeschossen wurde, kaufte er die zwei Dinger „Castor und Pollux“ und verschachtelte sie einem Altwarengeschäft für 30 Pfennige.

Aber wie Bücher und Menschen ihre Schicksale haben, so haben auch kleine gipserne Nippes Schicksale. Wir erfahren soeben aus zuverlässiger Quelle, daß Castor und Pollux getrennt wurden. Der eine landete in einem Mülleimer, die letzte Figur ging jedoch in den Besitz eines amerikanischen Millionärs über, der sie für ein antikes Gipsmodell der Venus von Milo hält.

Er hat sechstausend Dollar dafür bezahlt.

Der Engelwirt.

13

Eine Schwabengeschichte von Emil Strauß.

Agathe saß in sich gefehrt da, achtete auf nichts, schaute manchmal kurz und scheu um sich; der Engelwirt aber wußte nicht recht, sollte er wünschen, schon an Land zu sein oder noch recht lange zu brauchen, saß jedoch gefast da und dachte zwischenhinein: „Ach was! Ach was!“

Endlich stieß der Kahn ans Ufer, aufgeregt drängten sich die Leute nach dem langentbehrten festen Land und, als sie mit den Füßen wollustvoll aufstampfend nach ihrem Dampfer zurückschauten, da war diese Heimat ihrer jüngsten Wochen längst in der Ferne hinter andern Schiffen verschwunden, ohne daß jemand es in acht genommen hätte. Unter der Führung einiger Italiener, die schon einmal hier gewesen waren, zog das Häuflein ab, um sofort das Einwanderungsamt der Regierung aufzusuchen; der Engelwirt aber, der ja auf eigene Weise zurecht kommen wollte, stand mit dem Reisefad in der Hand neben Agathe immer noch am Landungsplatz, sah die Landungskähne wieder verschwinden und starrte in das Gewimmel der Schiffe und in das aufgeregte Geflimmer der Wellen. Was nun? Er hörte von allen Seiten, vom Land wie von der See her, den dröhnenden Lärm, und doch kam es ihm so still vor. Er fühlte sich mit einem Male so kraft-, willen- und hilflos, als würde er sich hier in diesem großen, fremden Getümmel nie zurechtfinden können, am liebsten wäre er sitzen geblieben, bis ein Kahn käme und ihn wieder zum „Drione“ zurückbrächte. Um seine Mutlosigkeit nicht merken zu lassen,

sagte er zu Agathe: „So, da wären wir!“, und ganz heuchlerisch setzte er hinzu: „Das wär' überstanden!“

Sie aber seufzte, indes ihre Augen immer noch bang den Dampfer suchten, mit dem ihre ganze junge, unbefangene, lebensfrohe Vergangenheit verschwunden war, seufzte: „Ach ja!“ und preßte, ohne die Augen von den fernern Mästen zu verwenden, ihren Säugling an ihr heimwehleidendes Herz.

Daß sie seufzte, daß sie an seiner Seite so trostlos blickte, ärgerte ihn so sehr, daß er seine eigene Gedrücktheit vergaß, sich forsch, als hätte sein Heldennut nie gewankt, umkehrte und rief: „Allez! Was stehen wir da! Komm! Weiter! Wir wollen ein Gasthaus suchen und einmal wieder gescheit zu Mittag essen!“

Sie folgte ihm ganz willenlos, und er dachte, indem er sie so kleinmütig und ergeben an seiner Seite gehen sah, seine Frau würde sich doch anders schiden, fest auftreten und keinen Moment in Verlegenheit sein, ob rechts- oder links herum, ja bei Gott, fast noch resoluter als er selbst! Das mußte er seiner Frau lassen, und es kitzelte ihn einen Augenblick lang, daß er so eine hatte. Die würde anpacken da draußen auf der Farm, daß kaum ein Mann gegen sie aufkäme, und doch ohne sich die Hände schmutzig zu machen!

Sie waren bis zur Straßenecke hinaufgegangen und der Engelwirt schaute unsicher nach rechts und links, hätte gerne gewußt, wohin am besten, oder doch, wohin die andern verschwunden wären, da löste sich von der Ecke, wo er die ganze Zeit lehrend sie beobachtet hatte, ein Mann, machte eine Bewegung auf sie zu, ließ sich aber, da er das Paar nach seiner Seite biegen sah, wieder gegen das Gemäuer zurückfallen und schaute gleichgültig die Straße entlang; als aber der Engelwirt im Vorbeigehen ihn ansah, nickte er, griff mit den Fingern an den Hut und sagte einfach: „Guten Tag!“

Das kam dem Engelwirt wie gerufen, er blieb stehen und fragte, ob nicht in der Nähe ein deutsches Wirtshaus sei. Der andere schüttelte in scheinbarem Nachdenken den Kopf, worauf der Engelwirt weiterfragte, ob er denn kein Deutscher sei. Ein Deutscher war er gerade nicht, aber ein Däne, konnte gut Deutsch und sagte weiterhin: „Ein deutsches Wirtshaus weiß ich schon; aber weit von hier, eine halbe Stunde.“

„Sind keine Droschken in der Nähe?“

„In der Nähe nicht; und wenn Sie fremd sind, ist es nicht ratsam: sind verdächtige Kerle unter den Kutschern, haben schon manchen hingefahren, wo er nicht hinwollte.“

„Können Sie mir nicht den Weg sagen?“

„Freilich! gern! und nun sagte er ihm eine Menge verflucht lauderwelsch benannter Straßen, durch die er rechts und links und um die Ecke zu gehen habe, bis er endlich an einem Eckhaus „Hotel Germania“ läse.

Dem Engelwirt war es auf einmal ganz dumm im Kopf, er schaute eine Zeitlang nachdenklich zu Boden und meinte endlich kleinlaut, das sei verdammt schwer, so fremde Straßennamen zu behalten. Wenn er allein wäre, würde es ihm nichts ausmachen, kreuz und quer zu laufen, bis er zurecht käme; aber mit dem Weiß und Kind möge er das nicht riskieren; ob es nicht Dienstmänner gäbe, die einen führen könnten. Ja, die gäbe es wohl, erwiderte der Däne, aber nicht hier im Viertel, und Deutsch verstanden sie auch nicht.

„Das ist mir eine schöne Wirtschaft, eine verfluchte, niederträchtige, wenn es nicht einmal Dienstleute gibt am Hafen! Wissen Sie denn auch sonst niemand in der Nähe, der mich führen könnte?“ Der Engelwirt hoffte, der Mann würde sich selbst anbieten; der aber schüttelte wieder, sich scheinbar bestimmend, den Kopf und sagte: „Vorhin waren drei, vier Burschen da, sind aber mit den andern fortgegangen.“

„Das hat der Teufel gesehen!“ fluchte der Engelwirt, und da er aus den Worten und dem Behaben des Mannes eine Abweisung schloß, bat er ihn nicht, selbst den Weg zu

weisen, wandte sich gedrückt zu Agathe und sagte: „Ja, dann müssen wir halt sehen —“ zögerte aber doch noch.

Der Däne kannte nun seinen Mann hinlänglich, sah beide mit einem langsamen, überaus teilnehmenden Blick an, strich sorgfältig den zierlichen, braunen Schnurrbart und sagte endlich: „Es ist ja nicht mein Geschäft, aber ihr dauert mich, besonders die Frau mit dem Kind; die sieht so traurig aus und seufzt in einem fort, es wird ihr wohl nicht gefallen hier in der Fremde. Ja, es ist anders als drüben! Wissen Sie was? die Frau soll nicht sagen, ein halber Landsmann habe sie gleich bei der Landung ohne Hilfe in die Irre gehen lassen! Wenn es Ihnen recht ist, so will ich Sie begleiten bis zum Gasthaus; ein Stück können wir ja mit dem Bond fahren.“

Agathe schaute scheu und mißtrauisch den Mann an, er machte ihr zuviel Worte und gefiel ihr nicht. Der Engelwirt aber wußte gar nicht, wie er seinen Dank hinreichend ausdrücken sollte. Und nun ging es weiter, durch wüste traurige Gassen in belebtere Straßen, und schließlich wurde sogar eine Pferdebahn bestiegen, die der Däne „Bond“ nannte.

Auch die belebteren Straßen erschienen dem Engelwirt schmutzig und vernachlässigt, schubtiefe Löcher, Unrat und überfahrene Ratten, sogar ein krepierender Hund, der von Geschmeiß wimmelte, zierten den Damm, zweimal entgleiste der Wagen, der von immerfort gepötschten und hintenausschlagenden Maultieren dahingerissen wurde, aber endlich kam man doch an, wo das Gasthaus stand. Der Führer hatte sich gelassen nach allem erkundigt, manchen Rat gegeben und des Engelwirts Zutrauen gewonnen. „Man braucht nur in die Fremde zu gehen, da findet man, in Rio so gut wie in Genua, Leute, die einen ästimieren und einem beistehen, während sie einem zu Haus den Wagen bombardieren und das bißchen Leben verleiden, die Mistfinken, die Himmelhunde!“ dachte er und fühlte sich wieder. Da er kein brasilianisches Geld hatte, waren die Bondplätze zuvorkommend von dem Fremden bezahlt worden, nun tat es der Engelwirt nicht anders, nun mußte jener ihm auch die Ehre machen, eine Flasche mit ihm zu trinken.

Das taten sie denn auch, während Agathe es sich in der ihr zugewiesenen fensterlosen Stube, die ihr Licht durch die Glastür aus dem Wirtschaftszimmer empfing, bequem machte. Und beim Weine, einer zusammenziehenden, schnapfigen Flüssigkeit mit der Aufschrift „Bordeaux“, fragte der Engelwirt, der nun übrigens seinen Familiennamen Wasmer in Gebrauch genommen hatte, was es denn mit dem Zoll auf sich habe, wie, wann und wo er zu erledigen sei. Der freundliche Helfer sah auf die Uhr, strich sich bedächtig den Schnurrbart, blickte den Frager nachsinnend fest an und erbot sich schließlich, da er doch noch anderthalb Stunden Zeit habe, ihn zur „Alfandega“ zu führen; falls das Gepäckschon da sei, könnten sie es gleich freimachen und ins Gasthaus bringen lassen, was sehr zu wünschen wäre, da ein Sprachunkundiger auf dem Zoll übel daran sei, und man sich überhaupt in Anbetracht der vielen Zolldiebstähle hüten müsse, die Stüde länger als unbedingt nötig auf der „Alfandega“ zu lassen. Ein Fremder mache sich gar keinen Begriff davon, wieviel hier von oben bis untenhinaus geschwindelt, betrogen und gestohlen werde, und wer nicht böse zu Schaden kommen wolle, der müsse aufpassen wie ein Spitzbube und dürfe keinem, aber auch gar keinem Menschen trauen. Wasmer dankte ihm treuherzig für die Warnung und beglückwünschte sich, gleich einen so freundlichen Berater gefunden zu haben.

„Sie werden auch noch Ihr Lehrgeld zahlen!“ wehrte der Däne kopfschüttelnd ab; „das bleibt keinem erspart.“

„Will schon aufpassen; von gestern bin ich ja auch nicht!“ erwiderte der andere fast ein wenig gekränkt.

(Fortsetzung folgt.)